

## Zu diesem Heft

**Bernd Oberdorfer**

### **Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:**

Oberdorfer, Bernd. 2019. "Zu diesem Heft." Evangelische Theologie 79 (4): 243-45. <https://doi.org/10.14315/evth-2019-790403>.

### **Nutzungsbedingungen / Terms of use:**

**licgercopyright**

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under the following conditions:

**Deutsches Urheberrecht**

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publizieren>



# Zu diesem Heft

Bernd Oberdorfer

Dass dieses Heft der Evangelischen Theologie mit Beiträgen zu Karl Barth beginnt und endet, ist ungeplant, aber vielleicht nicht zufällig – hat Barths 50. Todestag 2018 doch zweifellos verstärkt zur erneuten Beschäftigung mit seinem Leben und Werk angeregt (vgl. auch die Rezension von Christiane Tietz' Barth-Biographie in Heft 3 dieses Jahrgangs).

Zwei Beiträge am Anfang heben gezielt die inspirierende und orientierende Bedeutung von Barths Denken gerade in den gegenwärtigen Zeiten gesellschaftlicher, kultureller und auch kirchlicher Umbrüche hervor. *Michael Welker* identifiziert namentlich in Barths berühmtem Tambacher Vortrag »Der Christ in der Gesellschaft« von 1918 – ebenso wie in Bonhoeffers Überlegungen zur »tiefen Diesseitigkeit« des Glaubens – »bahnbrechende Impulse für Kirche und Gesellschaft noch heute«. Gegen einen abstrakten Theismus, der an der Theodizeefrage scheiterte, und gegen eine »leerlaufende«, vage bleibende und daher unglaubliche Religiosität sei es heute besonders nötig, »sich um Klarheit und konstruktive inhaltlich-theologische Orientierung (zu) bemühen«. Genau dies hätten Barth wie Bonhoeffer mit ihrer »konsequent christologischen und biblisch-theologischen Konzentration« auf einem noch heute vorbildlichen Niveau geleistet. Indem Barth den Vortragstitel dergestalt umdeutete, dass es dabei um »den Christus« in der Gesellschaft gehe, habe er den Fokus von der gesellschaftlich-politischen Rolle der Christen hin auf die »mitreißende, die Menschen ergreifende Bewegung (...) der göttlichen Offenbarung in Jesus Christus« verschoben und »von Christi Wirken in der Gesellschaft, von der Bewegung der Gesellschaft durch Christus, eben von *Gottes Eingriff*

*in die wirkliche Welt der Menschen*« gesprochen. An dieser Bewegung, die Gott als »die Hoffnung des künftigen Lebens in der Gesellschaft« kenntlich macht, hätten die Christenmenschen Anteil, indem sie selbst »zu Trägerinnen und Trägern dieser spes futurae vitae« würden. Welker analysiert zudem Barths theologischen Ansatz methodologisch und markiert »Vollzugsweisen« seines Denkens, in denen sich »Lebendigkeit und Vielseitigkeit« mit »Beharrlichkeit und Konzentrationsfähigkeit« verbänden. Auch bei Bonhoeffer sei die Wahrnehmung der »tiefen Diesseitigkeit« des Glaubens einer »reichen biblisch-theologischen Orientierung« entsprungen und in der Konzentration auf die Weltgegenwart Christi gegründet. Er habe daraus eine »realistische Theologie« entwickelt, die die »gesellschaftliche Wirklichkeit« in ihrer Mehrdimensionalität »im Vertrauen auf das im Kommen begriffene Reich Gottes anzunehmen vermag«. Deutlicher als das bei Barth und Bonhoeffer selbst geschieht, sieht Welker in ihrem mehrperspektivischen Denken Ansätze zu einer pneumatologischen Entfaltung

*Michael Weinrich* erkennt die »ökumenischen Potentiale der Theologie Karl Barths« weniger in dessen (begrenzter und durchaus kritischer) Anteilnahme an der »Genfer Ökumene« als in den Grundlagen seiner Theologie selbst. Theologie sei für Barth nämlich »nicht konfessionelle Theologie, sondern konfessorische Theologie in freier Verantwortung gegenüber dem je konkret wahrzunehmenden lebendigen Wort Gottes«. Eine im Sinne Barths »ihrem Gegenstand zugewandte« und nicht nur »an einem erfolgreichen Fortbestand der Kirche ausgerichtete Theologie« sei daher »per se und seit jeher ökumenische Theologie«. Schon im Streit in der Göttin-

ger Fakultät um die Begrenzung seiner *Venia legendi* auf »Reformierte Theologie« habe Barth einen »überkonfessionellen Anspruch« erhoben, dem »auch konfessionell geprägte Theologie verpflichtet bleiben« müsse. Barth habe zudem immer wieder die überkommenen kirchlich-konfessionellen Bekenntnisse – ja selbst Barmen! – zwar als »Hilfestellung« durchaus geschätzt, zugleich aber gegenüber dem aktuellen Bekenntnis relativiert. Er habe ferner das erste Gebot des Dekalogs als kritischen Spiegel gerade gegenüber dem Status quo der Konfessionskirchen verstanden: Es begründe »ein grundsätzlich selbstkritisches Selbstverhältnis der Kirche«; Gott sei »nicht der Koalitionär der historisch gewachsenen Kirchen, die je für sich bereits in Anspruch nehmen, vollständig Kirche zu sein«. Das »weitreichendste ökumenische Potential« von Barths Theologie liege freilich in der erwählungstheologisch fundierten »Einsicht, dass die Kirche ohne Israel nicht zu denken« sei und Israel daher »essenziell zur Ekklesiologie« gehöre. Ökumenisch entscheidend sei der »Bogen des *einen* Bundes«. Er ermutige die Kirche(n), »die Selbstsorge ebenso zuversichtlich wie konsequent hinter den ausdrücklichen Dank zu stellen, in diesem schlechterdings heilsamen Bund zum Lobe Gottes leben zu dürfen«.

In der Sequenz der Reformationsgedenkstage fällt in diesem Jahr gewiss die Erinnerung an die Leipziger Disputation 1519 besonders ins Gewicht. *Hartmut von Sass* nimmt sie zum Anlass grundsätzlicher Überlegungen zur Form der Disputation. In (und in der Folge von) Leipzig hätten die Reformatoren nicht einfach eine Autorität durch eine andere ersetzt, sondern die Weise der diskursiven Wahrheiterschließung selbst zum Thema gemacht: »Die *Praxis des Disputierens* wird selbstbezüglich. Man diskutiert nicht (oder nicht nur) über dieses und jenes, sondern darüber, was es heißt, über dieses und jenes zu diskutieren.« Die Reformation

habe die »Regeln des kommunikativen Spiels« verändert; von Sass schlägt vor, sie insgesamt als »lange Disputation über das Disputieren« zu lesen. Angemessen sei dies auch deshalb, weil Streit und Strittigkeit dem christlichen Glauben »endogen« seien: Die *Trinitätslehre* etwa lasse Vater, Sohn und Geist eben nicht in eine diffuse Einheit verschwimmen – am Kreuz »streite« Gott geradezu »mit sich selbst« –, die *Hoffnung* setze sich im Protest gegen die unvollendete Gegenwart ab, und die *Anfechtung* markiere eine dem Glauben immanente »Reflexivität (...) im Modus der Fraglichkeit«. Nach dichten Analysen des »Sprachspiels der Disputation« (ob die »Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre« tatsächlich einer zum Scheitern verurteilten »(Nicht)Logik des Kompromisses« folgte oder nicht doch eher mit dem Modell des »differenzierten Konsenses« eben jener disputativen Logik entsprach, die im Horizont einer ausformulierten »grundsätzlichen Einigkeit« auch ein hohes Maß an Strittigkeit und Dissens auszuhalten vermag, wäre freilich noch einmal zu – disputieren) bündelt von Sass seine Überlegungen in drei pointierten Thesen: Er liest die Reformation erstens als »kommunikative Revolution«, indem sie – zweitens – die »Transformation von ›materialen‹ Autoritäten (Kirche, Bischof) zu einer modalen bzw. ›prozeduralen‹ Autorität (die *disputatio* selbst)« bewirkte. Dieser »revolutionäre Wandel« sei jedoch – drittens – ein »quasi-paradoxes Unterfangen«, weil jetzt gleichsam ohne Autorität Autorität generiert werden müsse. Das verlange bestimmte »Regeln« des disputativen Sprachspiels, die allerdings »das Paradox nicht auflösen, sondern verwalten« – und damit, wie hinzufügen ist, die Dynamik der prozeduralen Glaubensreflexivität am Laufen halten.

Zum Disputieren gaben auch die Beiträge zur »Öffentlichen Theologie« in Heft 1 dieses Jahrgangs Anlass. Sie haben *Jürgen Moltmann* zu einem Vergleich

mit der u.a. von ihm selbst und Johann Baptist Metz seit den 1960er-Jahren entwickelten »neuen politischen Theologie« angeregt. Während diese in ihren vielfältigen Formen (etwa »Theologie der Befreiung«, feministische, ökologische Theologie) in konkreten Kontexten »die Relevanz der christlichen Reich-Gottes-Hoffnung für ›Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung‹« herausstellen und damit eine befreiende Praxis anstoßen wollte, sieht Moltmann in der »öffentlichen Theologie« eher den Versuch, kirchliche Stimmen in den diversen gesellschaftlichen Öffentlichkeiten hörbar zu machen. Ohne das Anliegen einer »öffentlichen Theologie« grundsätzlich in Zweifel zu ziehen, mahnt Moltmann freilich dazu, nicht die Kirche ins Zentrum zu stellen, sondern »nur das universelle Reich und die Herrlichkeit Gottes«. Es könne schließlich nicht bloß darum gehen, »Kommunikationsprobleme der Kirche« zu lösen. Entscheidend sei vielmehr, mit der Verkündigung des »Wortes der Wahrheit« den geschichtlichen »Kairos« zu treffen; das lasse sich nicht »mit Kommunikationswissenschaften und PR-Fachleuten« erzeugen.

Der Beitrag von *Lisanne Teuchert* will Einsichten aus der ethnologischen Ritualtheorie Victor Turners dazu nutzen, das unfruchtbare und vorurteilsbehaftete Gegeneinander von »Dialog- oder Konsensökumene« und »Erlebnisökumene« aufzulösen in einer Dynamik sich wechselseitig verstärkenden »Oszillierens« zwischen beiden. Nach Turner haben (und brauchen) Gesellschaften immer wieder Phasen der »Liminalität«, in denen die bisher geltenden Strukturen aufbrechen und neue, offene, egalitäre Formen von Gemeinschaft – »Communitas« genannt – entstehen, die freilich ihrerseits wieder Strukturen generieren müssen, wenn sie zeitstabil bleiben sollen. Gesellschaften entwickelten sich in dieser »Dialektik von Struktur und Communitas«.

Auf die Ökumene übertragen, »ähnelte« nach Teuchert *Communitas* »dem, was Christinnen und Christen in Momenten ökumenischer Einheit erleben«. während die »Gremienökumene« die ebenfalls notwendige Strukturbildung stützt. Teuchert plädiert dafür, den »Phasenwechsel zwischen beidem, Struktur und Communitas, zu einem konstitutiven Element ökumenischer Theorie und Praxis« zu erheben, »das sich nie erledigt«. Durch den Rückgriff auf Turner finde die »wechselseitige Verwiesenheit von Vertrauensbildung in der Begegnung und Konsenssuche in der Lehre« ein konzeptionelles »Modell«.

Am Ende des Heftes kehren wir in der Rubrik »Zur Situation« zu Barth zurück. Zunächst direkt: Wir dokumentieren anlässlich der Verleihung des Karl-Barth-Preises der UEK am 10. Dezember (Barths Todestag) 2018 *Lukas Kunderts* Laudatio auf den Preisträger *Bernhard Christ* sowie dessen Dankesworte. Ergänzt wird dies durch eine geistliche Besinnung des Pforzheimer Dekans *Christoph Glimpel*, der die Bedeutung Barths für die »theologische Existenz« auch im »Heute« des 21. Jahrhunderts unterstreicht. Schließlich indirekt: *Hannes Müller* erinnert an eine prägende Gestalt des deutschen Protestantismus im 20. Jahrhundert, Otto Dibelius, dessen Diagnose eines »Jahrhunderts der Kirche« Barth nur als Inbegriff jenes kirchlichen Selbsterhaltungstrebens deuten konnte, das er entschieden ablehnen zu müssen meinte. Müller fragt sich zu Recht, warum der 50. Todestag Dibelius' im Schatten des Reformationsjubiläums 2017 fast vollständig verschwunden ist, und würdigt seinen Lebensweg gerade in seinen Brüchen, Widersprüchen und Irrwegen als zeittypische Realisierungsgestalt genuin reformatorischer Impulse. Am Schluss des Heftes ist damit gleichsam ein Doppelpunkt gesetzt: zum weiteren Disputieren.